
Sozialgerontologie: ein multiparadigmatisches Forschungsprogramm?

Anton Amann

1 Einleitung¹

Zunehmend wird in den letzten Jahren deutlich, dass im innerwissenschaftlichen Sprachgebrauch Begriffsüberschneidungen und Abgrenzungsprobleme zwischen Alterssoziologie, Alterspsychologie und Sozialgerontologie eintreten. Insbesondere dann, wenn von Sozialgerontologie die Rede ist, bleibt der Eindruck, dass das eine Mal die Psychologie, das andere Mal die Soziologie, wenn von Gerontologie die Rede ist, nicht selten auch die Medizin sich anheischig machen, diese Fächer zu repräsentieren. Zum einen ist es wohl das Resultat des Kampfes um symbolische Anerkennung zwischen den Disziplinen, andererseits aber auch der Ausfluss der Tatsache, dass Sozialgerontologie keine eigene Disziplin im herkömmlichen Sinn ist, und schließlich ist es wohl auch das Erbe immer wieder auftretender Hegemoniebestrebungen einzelner Fachwissenschaften. Während vor einigen Jahren noch die Frage im Vordergrund stand, welche Theoriekonzeptionen erfolgreich aus den einzelnen Disziplinen in die Sozialgerontologie übernommen werden könnten, ist gegenwärtig die Frage nach den transdisziplinären Aspekten der Altersforschung stärker in den Vordergrund getreten (vgl. Breinbauer et al. 2010). Damit ist auch die wissenschaftssystematische Seite mehr in den Blick gekommen, die allerdings einige interessante Fragen aufwirft, auf die ich unter dem Thema der Transdisziplinarität näher eingehen werde.

¹ Mein Eindruck, dass sich an der Argumentationslage zum gewählten Thema in den fünf Jahren seit dem erstmaligen Erscheinen dieses Textes nichts Grundsätzliches geändert hat, ist der Grund dafür, dass ich nur geringfügige Änderungen vorgenommen habe. Sie beziehen sich vor allem auf einige Aspekte der Transdisziplinarität.

A. Amann (✉)
Wien, Österreich
E-Mail: anton.amann@univie.ac.at

Diese Beobachtung nehme ich zum Anlass, die Frage nach dem paradigmatischen Status der Sozialgerontologie zu diskutieren. Ich werde von der Tatsache ausgehen, dass die Konstituierung der Gerontologie als disziplinübergreifendes Programm begann, hinter das nicht zurückgegangen werden kann, dass sie sich dann zur Sozialgerontologie gewandelt hat, als an der Biologie und der Medizin, sofern sie sich mit Altern befassten, die Möglichkeit ihrer fachlichen Öffnung gegenüber den Sozialwissenschaften erkannt wurde, und schließlich, dass die Sozialgerontologie vermutlich kein eigenes Fach im traditionellen Sinn werden wird, sondern sich in die Richtung eines „transdisziplinären Forschungsprogramms“ entwickeln könnte. Während die Zweifel an der Fachhomogenität der Sozialgerontologie schon alt sind, ist der Gedanke eines transdisziplinären Forschungsprogramms noch zu wenig diskutiert worden.

2 Definitionsprobleme und Fragen der Systematik

Gegenwärtig scheint es, obwohl immer wieder versucht, höchst fragwürdig, einer fachwissenschaftlichen Definition der Sozialgerontologie nachzujagen, fruchtbarer dürfte es eher sein, einen programmatischen Konsens über die Aufgaben der Sozialgerontologie zu finden, der in erkenntnisleitender Funktion die Forschungsarbeit regieren könnte. Eine programmatische Definition der Sozialgerontologie könnte sich dann auf einen solchen Konsens stützen. In dem Sammelband „Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung“ wird z. B. folgende Definition vorgeschlagen: „Gerontologie beschäftigt sich mit der Beschreibung, Erklärung und Modifikation von körperlichen, psychischen, sozialen, historischen und kulturellen Aspekten des Alterns und des Alters, einschließlich der Analyse von altersrelevanten und alterskonstituierenden Umwelten und sozialen Institutionen“ (Baltes und Baltes 1992, S. 8).

Dieser Satz hat den Charakter einer Realdefinition, durch die Aufzählung analytischer Dimensionen des Alternsprozesses wird, im Zusammenhang mit dem weitest möglichen Fachbegriff: „Gerontologie“, nur ein Hinweis auf disziplinäre Bezüge angedeutet, die Bestimmung der Aufgabe so verstandener Forschung ist rein wissenschaftslogischen Charakters, der für die Sozialgerontologie seit jeher konstitutive Praxisbezug fehlt, da das Wort „Modifikation“ diese Bedeutung schwerlich mit enthalten wird. Demgegenüber versuche ich, die Elemente eines erweiterten Programms vorzuschlagen, wobei ein solches Programm um einen normativen Zuschnitt nicht herumkommen kann: Sozialgerontologie muss darauf ausgerichtet werden, unter transdisziplinären Strategien die Voraussetzungen und Folgen menschlichen Alterns in interkulturell und historisch vergleichender Perspektive individuell und kollektiv nach von ihr selbst gesetzten Maßstäben zu erforschen,

die beteiligten Prozesse zu verstehen und zu erklären, und dadurch Voraussetzungen für eine den Veränderungen entsprechende Gestaltung des Alterns für die Gesellschaft und für das Individuum zu schaffen.

Dieser Vorschlag lässt sich wissenschaftsgeschichtlich folgendermaßen begründen. Seit den Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts ist die Sozialgerontologie nach R. Butler eine Allianz zwischen Wissenschaft und Anwaltschaft eingegangen. Insbesondere für die USA galt, dass eine ständige Erweiterung der Wissensbasis, vornehmlich konzentriert auf das physiologische Altern und gekoppelt mit biomedizinischen und biotechnischen Hilfen, mit dem politischen Bedürfnis verbunden wurde, die Interessen der älteren Erwachsenen zu vertreten und Ageism zu bekämpfen. Darin wurde der beste Weg gesehen, die Wissenschaft voranzutreiben und den Älteren selbst einen angemessenen Weg durch die Gesellschaft zu bereiten (Estes et al. 2003, S. 1). Diese Basis ist schmal geworden, zu schmal, um die inzwischen eingetretenen Profilierungen zu erfassen, zumal in der europäischen Sozialgerontologie der Primat der Praxisorientierung die Schwerpunktsetzungen der Forschung immer ausgreifender dominiert hat. In disziplinärer Perspektive haben inzwischen geistes- und sozialwissenschaftliche Ansätze, feministische Konzepte und Genderperspektiven Einfluss auf das Studium des Alterns gewonnen. Schließlich ist in jüngerer Zeit das Thema der Globalisierung mit Fragen des Altersstrukturwandels verknüpft worden. Notwendigerweise mündet diese Entwicklung immer stärker in eine Fusion der Erforschung struktureller Ungleichheiten und individueller Erfahrungen des Alterns unter Gesichtspunkten sinnorientierten sozialen Handelns und progressiven Wandels. Zugleich ist, aus einer kritischen Perspektive, sichtbar geworden, dass Sozialpolitik, und mit ihr Altenpolitik, nicht mehr einfach als Systeme angesehen werden können, die auf Problemlagen und Themen nur reagieren, sondern dass sie sozial konstruiert werden und dadurch symbolische Funktion für die Bestärkung und Sanktionierung bestimmter Verhaltensweisen gewinnen. Nirgends wird dies so deutlich wie in jenen Bereichen, in denen die Sozialpolitik quasi vorzuschreiben begonnen hat, auch auf der Ebene internationaler Organisationen, was unter erfolgreichem Altern und Verantwortlichkeit, unter Aktivierung und Produktivität zu verstehen sei. Diese Entwicklungen verweisen auf eine multiparadigmatische Entfaltung der Sozialgerontologie und die Notwendigkeit, dass diese ihre wissenschaftlichen Maßstäbe selbst entwickeln muss. Hier wird sie gut beraten sein, sich auf eine Perspektive zu besinnen, die P. Feyerabend so formuliert hat: „(Ich) nenne (...) eine Kritik (...) aufgrund noch nicht existierender Maßstäbe eine antizipierende Kritik (...) eine Kritik (...) die bestehenden Maßstäben genügt, eine konservative Kritik (...) Eine antizipierende Kritik hört sich immer seltsam an und Konservative haben es leicht, ihre Absurdität nachzuweisen. Der Erfolg rationalistischer Argumente beruht vor allem auf diesem Umstand“ (Feyerabend 1980, S. 47).

Eine solche, antizipierende Kritik hat die verschiedensten, gegenläufigen und unkoordinierten Trends ins Auge zu fassen, deren bedeutsamster gegenwärtig wohl die „microfication“ des Altersthemas in den Sozialwissenschaften ist, wie dies G. Hagestad und D. Dannefer (2001, S. 4) genannt haben. Dieser Trend verweist auf die Tatsache, dass in den substantiellen Forschungsthemen ebenso wie in den analytischen Fokussierungen die Aufmerksamkeit zunehmend auf psycho-soziale Charakteristika der Individuen im Rahmen von Mikrointeraktionen gerichtet wurde, während die Makroebene, ehemals stärker beachtet (z. B. im Rahmen des Ansatzes der Political Economy), mehr und mehr in den Hintergrund trat. Abgesehen von demografischen Strukturcharakteristika und einigen sozioökonomischen Determinanten ist die Beschäftigung mit Institutionen, ökonomischen, politischen und ideologischen Strukturen, mit Macht, Herrschaft und Konflikt als gesellschaftlichen Prozessen stark ins Hintertreffen geraten. Die Abwesenheit von Forschungen über Macht als Grundkategorie der Vergesellschaftung, wie sie G. Dux entworfen hat (Dux 2009), und damit auch der gesellschaftlichen Produktion des Alters, könnte geradezu als ein Charakteristikum der gegenwärtigen Sozialgerontologie angesehen werden. Was oben als von der Sozialgerontologie selbst zu setzende Maßstäbe bezeichnet wurde, hätte sich vor allem auch kritisch auf diese Entwicklungen zu konzentrieren.

Eine Systematik der Sozialgerontologie, ihrerseits eine Voraussetzung zur Beurteilung ihres paradigmatischen Status, muss an einem doppelten Paradox ihrer Entstehung ansetzen, das sich in zwei Thesen fassen lässt. Erstens erfuhr die Sozialgerontologie ihre Internationalisierung, ehe eine nationale Institutionalisierung möglich geworden war.² Die Gründung der nationalen geriatrischen und gerontologischen Gesellschaften und ihre Verkoppelung mit internationalen Verbänden und der wissenschaftliche Austausch über internationale Kongresse erfolgten, lange bevor in den einzelnen Ländern Professuren, Studienrichtungen und Forschungstraditionen entstanden. Diese Gründungsinitiativen waren von der Einsicht getragen, dass nur die Zusammenarbeit verschiedener Fächer am Universalthema Altern Erfolg verheißen konnte, und diese Zusammenarbeit wurde in der Gründung von Gesellschaften, Zeitschriften etc. gesucht.³ In Anlehnung an einen Vor-

² Diese Phase hat eine gewisse Ähnlichkeit mit den ersten beiden Entwicklungsstadien der Wissenschaftsentwicklung: „Paradigmagruppe“ und „Netzwerk“, die N. C. Mullins in Anlehnung an Th. Kuhn beschrieben hat. Mullins (1981).

³ Einen Überblick über solche Initiativen geben die folgenden Daten: „Gerontological Society“ in den USA: 1945; „International Association of Gerontology“: 1950; „European Social Science Research Committee“ (der IAG): 1954; „Österreichische Gesellschaft für Geriatrie“: 1955; „Deutsche Gesellschaft für Altersforschung“: 1966 (mit ihrem ersten Kongress 1967); „Zeitschrift für Altersforschung“ (Deutschland): 1938; „Journal of Gerontology“: 1946.

schlag von W. Lepenies kann die „soziale Identität“ eines Faches im wesentlichen an der Entwicklung seiner führenden Einrichtungen, der Definition von deren Verhältnis zur Politik, an den gesellschaftlich relevanten Interessen, und am Entstehen oder Herauskristallisieren eigener Forschungsprogramme verstanden werden. In diesem Sinn hat die Sozialgerontologie im deutschsprachigen Raum in den Fünfziger- und Sechzigerjahren des Zwanzigsten Jahrhunderts begonnen, sich institutionell zu etablieren, als Forschungsprogramm existierte sie noch nicht. Die ersten wichtigen Bestandsaufnahmen und Projektplanungen stammen aus dem Anfang der Sechzigerjahre.

Zweitens ist die vieldisziplinäre Festlegung der Sozialgerontologie ihr wichtigstes Konstitutionselement insofern, als sie, aus unterschiedlichen Erkenntnisinteressen gespeist, ihre sich im Laufe der Zeit weitenden Thematiken ausdrücklich aus Einzeldisziplinen bezog, die ihrerseits je spezifische theoretische und zum Teil auch methodische Traditionen facheigener Prägung besaßen. Als Folge hat sich eine Situation eingestellt, in der, nach Meinung zahlreicher Autoren und Autorinnen, kaum ein Gebiet der Sozial- und Humanwissenschaften von derart vielen unterschiedlichen Ansätzen zugänglich geworden ist und so zahlreiche Aspekte des gesamten menschlichen Lebens erfasst. Zum Beispiel sind in dem Sammelband „Soziale Gerontologie“ (Jansen et al. 1999) unter dem Abschnitt „Disziplinäre Perspektiven“ 20 Fachrichtungen vertreten, im schon genannten Forschungsbericht „Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung“ (Baltes und Mittelstraß 1992) sind es immerhin 9, wobei 8 Fächer als Schnittmenge der beiden Bücher angesehen werden können. Wenn wir unter kognitiver Identität (wieder im Sinn von W. Lepenies) im strengen Sinn die hauptsächlichen theoretischen Programme einer Disziplin, ihre epistemologischen und methodologischen Grundlagen, kurz: ihr Paradigma, verstehen wollen, so ist klar, dass die Sozialgerontologie eine gereifte Version dieser Identität im Sinne einer Fachwissenschaft bis heute nicht besitzt und vermutlich auch nicht erringen wird.

3 Paradigma, Transdisziplinarität und Forschungsprogramm

3.1 Die Sozialgerontologie ist multiparadigmatisch

Der wissenschaftstheoretische Begriff des Paradigmas wird seit jeher vor allem auf eine Disziplin oder ein Fach bezogen. Im allgemeinen Sinn ist es das bewusste Vorverständnis, das auf einen Forschungsgegenstand ausgerichtet ist; es ist also ein Modell, das einerseits wissenschaftstheoretische Begründungen und andererseits erkenntnisleitende Interessen beinhaltet. Im Falle der Annahme, dass der Erkennt-

nisgegenstand durch wissenschaftlich angeleitete Praxis als veränderbar angesehen wird, ist ein Paradigma auch ein Vorgriff auf eine noch nicht vorhandene, aber wünschenswerte Realität. Daraus folgt, dass die Geltung (Bewährung) eines Paradigmas sowohl am Erkenntnisfortschritt wie auch an der Weiterentwicklung politisch-praktischer Verhältnisse beurteilt werden kann (Kuhn 1962; Ritzer 1981). Es ist daher immer die Gesamtheit der gedanklichen Gefüge mit ihren Grundannahmen und Begriffssystemen zu bedenken, die als wesentlich erachtet werden. Dazu zählen die Kategorien, die Theorieansätze und methodischen Bezugsrahmen einer Wissenschaft, aber eben auch ihre Anwendungsqualitäten. Hier hat die Sozialgerontologie durch ihre starke Praxisorientierung einen klaren Bezugspunkt. Im Regelfall benutzt eine Disziplin aber nie ein einziges, gemeinsames Paradigma, sondern immer eine Mehrzahl von Ansätzen, die sich in ihren Grundannahmen und Fragestellungen, aber auch in ihren leitenden Begriffen mehr oder weniger deutlich voneinander unterscheiden.

Die Sozialgerontologie entstand aus dem Zusammenwirken verschiedener Disziplinen unter sehr spezifischen Fragestellungen zu Altersphänomenen, die jede für sich, ihren eigenen Ansätzen entsprechend, diese theoretisch und empirisch ausformuliert hat. Zusätzlich ist die Sozialgerontologie weder als akademisches Lehrfach aus einem beruflichen Praxisfeld entstanden, wie das für viele Einzeldisziplinen gilt, noch hat sie eine originäre und eigene kognitive Identität entwickelt. Es ist daher sowohl aus sachlichen wie aus logischen Gründen unzutreffend, sie als eine eigene Disziplin oder ein eigenes Fach zu bezeichnen. Sie verdoppelt gewissermaßen die Vielfalt einzelwissenschaftlicher Paradigmata, indem sie diese unter ihren eigenen Fragestellungen zusammen zu führen trachtet. Sie ist zwar kein Fach, aber sie ist multiparadigmatisch in einem Maße wie sonst kaum eine Einzelwissenschaft. Selbst unter relativ unstrittiger Perspektive ruht sie mit unterschiedlich tiefer Verankerung in medizinischem, psychologischem, soziologischem und sozialpolitikwissenschaftlichem Fundament. In den letzten Jahren nehmen sich stärker auch Disziplinen wie die Pädagogik, Ökonomie, Rechtswissenschaften, Geschichte, Architektur etc. der Altersthematik an; auch sie werden in ihren Erkenntnissen von der Sozialgerontologie beachtet und genutzt. Das hat gewisse Nachteile, aber auch erhebliche Vorteile, wie sich anhand der Asymmetrie von Problementwicklung und disziplinärer Entwicklung leicht nachvollziehen lässt. In einer nächsten Überlegung nehme ich nun den Gedanken der interdisziplinären Konstitution wieder auf und versuche, den Nachweis zu führen, dass strenge Interdisziplinarität in der Sozialgerontologie kaum existiert, wobei einzelne erfolgreiche Forschungsprojekte dieser Einschätzung nichts verschlagen.

3.2 Inter-, multi- oder transdisziplinär?

Mit der Vorstellung der Interdisziplinarität ist im Allgemeinen die Hoffnung auf eine weniger beengte und damit zugleich weltoffenere Perspektive einer Wissenschaft verbunden. In der jüngeren Diskussion wird dieser Idee dadurch näher zu kommen versucht, dass über die traditionelle Auffassung von Interdisziplinarität als zeitlich befristete, projektgebundene Kooperationsform zwischen Menschen verschiedener wissenschaftlicher Sozialisation hinausgegangen wird und „Umwelten“ mit einbezogen werden. Neben die Interdisziplinarität in der Forschungspraxis treten jene in der industriellen Praxis, in der Lehre und in der Forschungsförderung sowie zusätzlich die Diskussionen über strukturelle Maßnahmen zur Unterstützung interdisziplinärer Forschung, zur Institutionalisierung dieser Forschung und zur geeigneten Karriereplanung. L. Wittgensteins Diktum aber, dass da, wo sich wirklich zwei Prinzipien treffen, die sich nicht miteinander aussöhnen können, jeder den anderen für einen Narren und Ketzer erkläre, hat auch unter diesen Erweiterungsversuchen seine Geltung noch nicht gänzlich verloren (Amann und Majce 2005, S. 13).

Aber: Diese Forderung nach mehr Interdisziplinarität ist ebenso überstrapaziert wie die Klage über die Schwierigkeiten der faktischen Einlösung. Wo von Interdisziplinarität die Rede ist, hat diese meist nur normativen Charakter und leidet unter dem notwendigen Eingeständnis, dass sie in der Forschungspraxis so gut wie nicht vorhanden sei.⁴ Interdisziplinarität erfordert, dass einzelne Disziplinen ihre theoretischen und methodischen Ansätze streng integrieren, also Forschungsziele gemeinsam festlegen, die theoretischen und methodischen Begründungen gemeinsam erarbeiten und neue methodische Verfahren tatsächlich gemeinsam entwickeln. In dieser Form ist Interdisziplinarität in der Sozialgerontologie schwerlich gegeben.

Dieser Einsicht gegenüber hat sich seit einigen Jahren das Wort von der Multidisziplinarität breit gemacht. Sie insinuiert eine weichere Form des Miteinanders von verschiedenen Disziplinen, hofft gewissermaßen auf gegenseitige Lerneffekte durch guten Willen und Aufmerksamkeit; die Kommunikation zwischen teilweise

⁴ Ausgesprochen interdisziplinäre Projekte umfangreichen und lang dauernden Zuschnitts, an denen eine Mehrzahl der an der Sozialgerontologie beteiligten Fachwissenschaften gleichberechtigt beteiligt sind, das heißt also interdisziplinäre Forschung im oben definierten Sinn, gibt es kaum. Die großen Projekte wie MUGSLA, SIMA oder ILSE wurden alle unter den Leitorientierungen der Psychogerontologie durchgeführt. Die BASE käme einem solchen Programm am nächsten, in ihr wurde aber nicht vom strengen Ansatz der Interdisziplinarität ausgegangen.

noch unabhängig voneinander arbeitenden Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen zu fördern, ist dabei das zu erreichende Ziel.

Diesen Vorstellungen stelle ich Transdisziplinarität entgegen. Sie ist ein Konzept, das zumindest ein Forschungsprogramm voraussetzt und theoretische sowie empirische Forschung systematisch der Intention unterwirft, sich nach Problemlagen auszurichten, die gerade nicht einzeldisziplinär definiert oder lösbar sind – ich argumentiere der Tatsache eingedenk, dass dieses Konzept bei weitem nicht ausdiskutiert ist. Mit anderen Worten: Transdisziplinarität heißt, neue und integrierte Theorien zu entwickeln, nicht unähnlich der nämlichen Forderung in der Interdisziplinarität, aber weniger rigid gedacht, und Forschungsmethoden verschiedener Disziplinen systematisch zu verbinden und den eigenen Themenstellungen entsprechend weiter zu entwickeln. Diese Intention hat die explizite Aufgabe, disziplinäres Verständnis nicht so zu belassen, wie es sich als etabliertes darstellt (Baltes und Mayer 1996, bes. 20–54; Mittelstraß 1987). Tatsächlich sind hier aber verschiedene Vorannahmen zu bedenken, denn weder entstehen „Probleme“, die sich als Forschungsaufgabe stellen, quasi „naturwüchsig“ (I. M. Breinbauer), noch ist mit disziplinärer Grenzüberschreitung der Zugewinn an Erkenntnis automatisch gegeben, und schon gar nicht lässt sich der „Nutzen“ des transdisziplinären Konzeptes ohne weiteres im Voraus bestimmen.

Gängige Bestimmungen der Transdisziplinarität legen nahe, dass diese auf die Lösung sozial-relevanter Probleme abzielt, und zwar im Sinne von „political decision making“ und „societal problem-solving“ (Burger und Kamber 2003; Pohl und Hirsch-Hadorn 2008; Ferring 2010). Dabei bleibt relativ unklar, woher die Probleme stammen und worin ihre besondere Bedeutung besteht. Jedenfalls legt der Verweis auf societal problem-solving nahe, dass es um Probleme geht, die einen bestimmten Entwicklungsprozess hinter sich haben und von außen an die Disziplinen herangetragen werden (Breinbauer 2010, S. 48). Damit würde sich vor allem einmal die Frage stellen, wer und in wessen Interesse etwas als Problem deklariert und aus welchen Gründen welche Disziplinen damit befasst werden sollen, also – unter welchen Machtprozeduren etwas zum Problem erhoben wird. Die jüngere Forderung, Partizipation von Betroffenen in ein Programm der Transdisziplinarität aufzunehmen, dürfte vor allem mit einer Vorstellung von Demokratiedefizit zu tun haben, das der herkömmlichen Anwendungsforschung zugeschrieben wird. Es will mir wichtig genug erscheinen, dass die Unterscheidung zwischen innerdisziplinär und extern generierten Problemvorgaben auch die zusätzliche Frage aufwirft, in wessen Dienst die Forschung steht. Innerwissenschaftlich kann „Problementstehung“ immer noch als das Fragen nach sich ändernden Bedingungen im Verhältnis zwischen Themen, Konzepten und Methoden verstanden werden, die allerdings selten auf eine Änderung des Paradigmas im Sinne Th. Kuhns hinauslaufen wer-

den. Anders stellt sich die Lage dar, wenn Problemvorgaben extern auftreten, bereits einen bestimmten Zuschnitt in ihrer Ausformulierung haben, und in ihrer Entwicklung politisch-ideologische Bedeutung bekommen haben. Sehr deutlich tritt diese Situation am so genannten „Belastungsdiskurs“ des Alters im Zusammenhang mit der Globalisierung vor Augen. Was hier als Problem umrissen wird, ist die finanzielle Last der zahlenmäßigen Zunahme der Alten für die Sicherungssysteme im Rahmen nationaler Volkswirtschaften, ein Thema, das ursprünglich besonders von Internationalen Organisationen lanciert wurde. Diese Problemstellung ist aus einer unter neoliberalistischer Schmalspurökonomie stehenden Perspektive entstanden, die zwar in ihren Modellen von allen nichtmonetären Größen absieht, sich aber dennoch anheischig macht, einen globalen gesellschaftlichen Prozess erklären zu können, und deren ideologische Lastigkeit offensichtlich ist (Dux 2008; Amann et al. 2010). Einzeldisziplinen, die sich in diesen Diskurs einschalten und dabei das Alternsthema verfolgen wollen, stehen damit zuallererst vor der Aufgabe, die Entstehung dieser Problemvorgabe zu rekonstruieren und aus ihrem eigenen Wissenschaftsverständnis heraus die Haltbarkeit etablierter Thesen zu überprüfen, was seinerseits wohl nicht selten erfordern wird, eine innerdisziplinäre Abklärung von Konzepten, Methoden und empirischer Evidenz zu einschlägigen Forschungsfragen vorzunehmen. Diese Überlegung legt unvermeidlich nahe, dass vor jeder Grenzaufweichung oder -überschreitung im Sinne der Transdisziplinarität innerdisziplinäre Präzisierung der Erkenntnisse stehen muss, was heißen soll: keine gelingende Transdisziplinarität ohne vorhergehende Fachkonsolidierung in Hinsicht auf die anstehenden Forschungsfragen.

Diese Forderung führt direkt in die Frage nach dem erhofften Zugewinn an Erkenntnis durch Transdisziplinarität. Da in der gängigen Literatur dieser Begriff in etwas schillernden Varianten gebraucht wird, halte ich hier fest, dass ich unter Erkenntnis in einem pragmatischen Sinn erfahrungswissenschaftlich (vorläufig) gesichertes Wissen über komplexe Zusammenhänge verstehen will, das laufend der Überprüfung ausgesetzt werden kann. Zugewinn wäre dann als Erhöhung der Komplexität der erkannten Zusammenhänge zu verstehen. Wird ein solches Verständnis in Anspruch genommen, zeigt sich eine eigenartige Unschärfe im Diskurs insofern, als ein gewisses Misstrauen gegenüber der Leistungsfähigkeit der Einzelwissenschaften im Hintergrund vermutet zu werden scheint, die durch Transdisziplinarität zum Verschwinden gebracht werden könnte – „gemeinsam zu erarbeitende Inhalte und Methoden“, die immer wieder eingefordert werden, scheinen ja darauf hin zu deuten. Wären diese weniger komplex als jene innerhalb der Disziplinen, so müsste die Frage erlaubt sein, worin der transdisziplinäre Erkenntniszuwachs denn bestehe.

Möglicherweise wird er im Zusammenhang mit dem Nutzen solcher Forschung gesehen, denn hier geht es um Wissenschaft und gesellschaftliche Praxis, und damit natürlich um wissenschaftsexterne Machtkonstellationen, womit Anwendung und Verwertung des Wissens, Einbeziehung der Betroffenen, Verantwortlichkeit der Forschenden im praktischen Zusammenhang und Legitimationsfragen auf der Bühne erscheinen. Nur ein Teil dieser Bereiche lässt sich aber mit wissenschafts-internen Logiken und Praktiken bearbeiten, womit die Überschreitung der wissenschaftlichen Disziplinargrenzen zugleich auch zu einer Überschreitung des Sinnhorizonts des wissenschaftlichen Systems wird. Der in der Begründung von Transdisziplinarität proklamierte „iterative Prozess von Problemerkennung, Lösungssuche und gemeinschaftlich ausgehandelten Umsetzungsmaßnahmen“ (Breinbauer 2010, S. 60) gerät damit notwendig in dieses Zwischenreich unterschiedlicher Systemlogiken mit der Folge, dass wissenschaftliches Wissen niemals unverändert in Praxiszusammenhänge einfließt. Wenn man die vielfältigen Argumentationen manchen semantischen Beiwerks entkleidet, scheint mir nach wie vor der Fluchtpunkt des vorgestellten Nutzens die alte Vorstellung gesellschaftlicher Veränderung durch Problemlösen unter Inanspruchnahme wissenschaftlichen Wissens zu sein.

Es ist hier nicht der Ort, all diese Fragen im Detail zu behandeln, ihre Erwähnung sollte aber darauf aufmerksam machen, dass Transdisziplinarität in der Gerontologie zwar sinnvoll und möglich, aber auch ein weiter Weg ist, der erst noch bewältigt werden muss. Eine Minimalvoraussetzung für Transdisziplinarität könnte folgende Dimensionen beinhalten. (1) Um sie als Perspektive überhaupt zu eröffnen, ist es zuvorderst einmal nötig, das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass in konsequenzenreicher Weise in verschiedenen Disziplinen in verschiedenen Sprachen über Probleme derselben Welt gesprochen wird. Unter dem Thema menschlichen Alterns stellt sich aber als eine möglicherweise grundlegende Aufgabe dar zu begreifen, dass wir es hier mit einem Aspekt menschlichen Lebens zu tun haben, der alle Erfahrungen und Vergewisserungen aller Menschen betrifft, und der in allen Kulturen ein zentraler Ansatzpunkt generationenübergreifender Praktiken darstellt. Um im Sprachbild zu bleiben, könnte formuliert werden: Es gilt, Alter als gesellschaftlich konstruiert zu sehen, es ist eine Grundkategorie der Vergesellschaftung und bedarf daher in jeder Fachdisziplin der ihrer internen Logik folgenden Konzeptualisierung, ehe Transdisziplinarität greifen kann. (2) Eine nächste Eigenheit stellt sich als Folge der raum-zeitlichen Entgrenzungen in der zweiten Moderne ein: Transdisziplinarität als theoretisch-methodische Öffnung verbindet sich zunehmend mit der Notwendigkeit inter- oder transkultureller Öffnung sowie der Verzahnung von Lebenswelt und Expertensystemen. Im Pflegebereich zeigt sich zunehmend, um ein einziges Beispiel zu nennen, dass bisheriges auf dieses Expertensystem zugeschnittenes Wissen im Falle von Menschen mit Migrations-

Das erzwungene Paradies des Alters?

Weitere Fragen an eine Kritische Gerontologie

Amann, A.; Kolland, F. (Hrsg.)

2014, XVII, 341 S. 32 Abb., 14 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-02305-8